Reinhard Rittner

Ludwig Müller – Marinepfarrer in Wilhelmshaven, später Reichsbischof [1)]

I.

Der Titel nennt nüchtern Name, Ort und Funktionen der darzustellenden Person. Damit werden Vorurteile über den „Reibi" zurückgestellt. So betitelte man nämlich etwas abfällig Ludwig Müller im Dritten Reich. Es soll versucht werden, mit neuen Quellen, Darstellungen und Perspektiven sich ein eigenes Urteil zu bilden und übliche Wertungen nicht einfach zu perpetuieren. Geschichtliche Abläufe sind komplex. Der Historiker hat immer den Vorteil einer Gesamtaufnahme, er weiß, was aus Personen, Motiven und Aktionen, was aus bestimmten Konstellationen geworden ist. Wer der Geschichte Gerechtigkeit widerfahren lassen will, wird sich zumindest bemühen, Ereignisse und Akteure aus ihrer Zeit heraus zu verstehen. Das ist so einfach nicht, weil wir Lebens- und Weltgeschichte nur durch die Brille unserer Beobachtung wahrnehmen. Es genügt ein wenig Lebenserfahrung, um zu wissen, dass das Öffentliche immer nur ein Teil des Ganzen ist. Zu eben diesem Ganzen gehört auch das Private und Verborgene, das oft nicht einmal den handelnden Personen bewusst ist. Mit Recht ist darum gesagt worden, dass Lebensgeschichte in ihrer Deutbarkeit ein Fragment (Gerhard Ebeling) sei.[2)] Was für unzählige historisch „Namenlose" gilt, trifft auch für die zu, die sich – mit dem Anfang der Bibel zu sprechen – „einen Namen" (1. Mose 11,4) gemacht haben, die also im Geschichtsbuch stehen.

1) Der Beitrag geht zurück auf einen Vortrag, der am 12. Mai 1997 im Gemeindehaus der Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven aus Anlass des 125-jährigen Kirchweihjubiläums gehalten wurde. Er geht von der Überzeugung aus, dass Allgemein- und Kirchengeschichte wechselseitig zum Erkenntnisgewinn beitragen. Daher sei der Aufsatz dem langjährigen Fachherausgeber im Teil Geschichte des Oldenburger Jahrbuchs, Herrn Professor Dr. Albrecht Eckhardt, zum 70. Geburtstag gewidmet. Die Literatur wurde ergänzt und aktualisiert. Vgl. zum Ganzen Reinhard Rittner, Die evangelische Kirche in Oldenburg im 20. Jahrhundert, in: Rolf Schäfer u.a. (Hrsg.), Oldenburgische Kirchengeschichte, Oldenburg ^{2}2005, S. 643-798.

2) Gerhard Ebeling, Dogmatik des christlichen Glaubens, Bd. 1, Tübingen 1979, S. 284 f.: „Jede Biographie ist ein Fragment ..., [sie gleicht] einer Runenschrift, die weithin unentzifferbar ist."

Anschrift des Verfassers: Pfarrer Reinhard Rittner, Dr.-Theodor-Goerlitz-Straße 5, 26127 Oldenburg. E-Mail: reinhard.rittner@gmx.de

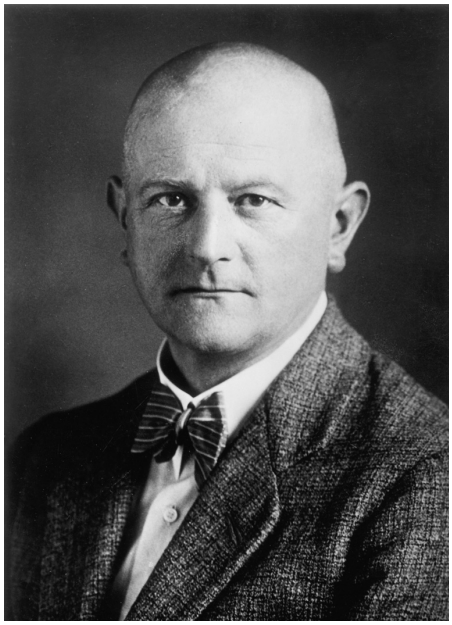


Abb. 1: Ludwig Müller 1933: Bundesarchiv Bild 183-H30223

Menschen können nicht verantwortlich leben ohne ethisch-sittliche Maßstäbe und ohne ein Handeln, das sich an Werten orientiert. Dazu sind Wissen und Gewissheit nötig. Auf dieser Ebene kommt – das ist in unseren Tagen nötig zu sagen – die Religion ins Spiel. Das, was einem Menschen über die Maßen wichtig ist, worauf er sein Vertrauen setzt und seinen Glauben gründet, bestimmt auch sein Verhalten und seine Lebensziele. Geschichtskenntnisse können zur Urteilsbildung beitragen. Natürlich sind Werte, Normen, auch letzte Gewissheiten keine statischen Größen, sie wandeln sich wie das Leben selbst. Für die geschichtliche Orientierung sind Biographien aufschlussreich. Sie demonstrieren konkret die Ambivalenzen jeder Lebensgeschichte. Im historischen Interesse schwingt die Suche nach Orientierung mit. Es ist die persönliche Sache jedes einzelnen, welche Folgerungen er zieht. Wenn das Thema bewusst offen formuliert ist, so nicht, um der Beliebigkeit das Wort zu reden, sondern um zur Meinungsbildung möglichst frei und unbefangen anzuregen.

Mit Ludwig Müller tritt eine Person in den Blickpunkt, die mit Wilhelmshaven, mit der Marine, mit der Garnisonkirche dort verbunden ist. Müller war evangelischer Theologe und hat im Dritten Reich als Reichsbischof Karriere gemacht. Mit seiner Biographie berühren wir Epochen deutscher Geschichte, die in ihrer Vieldeutigkeit und ihren teilweise katastrophalen Wirkungen nicht einfach zu verstehen sind. Kaiserreich, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, NS-Diktatur, Zweiter Weltkrieg – die Auswirkungen und mentalen Folgen machen noch immer zu schaffen; der historische Abstand ist noch nicht groß genug. Aber in dem verwirrenden Szenario der Geschichte musste die je einzelne Lebensgeschichte gelebt und bezüglich ihrer Gewissheiten und Lebensziele auch gedeutet werden. Das Letzte ist spezifische Aufgabe der Religionsvermittler – vertraten sie nun als Pfarrer das herkömmliche Christentum oder als Propagandisten die neuen Weltanschauungen. Und es gab eben auch Symbiosen, die etwa Christentum und Nationalsozialismus zu verknüpfen suchten. Wer die Herrschafts-, Gesellschafts- und Weltanschauungssysteme im 20. Jahrhundert verfolgt, wird sich der Feststellung nicht entziehen können, dass die geschichtlichen Veränderungen an Geschwindigkeit zugenommen haben. Der bekannte Spruch „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ fasst prägnant zusammen, dass Verweigerung gegenüber den Modernisierungsprozessen zu einem Verlust von Gegenwartsnähe und Lebensqualität führt. Es kann eine bittere Erkenntnis werden, wenn Generationen den Eindruck haben, von den totalitären

Ideologien um ihr Leben betrogen worden zu sein. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft greifen tief in die persönliche Lebensgeschichte ein. Man kann sich seine Lebenszeit bzw. die geschichtliche Epoche nicht aussuchen. Umso aufmerksamer wird man den geschichtlichen Wandel beobachten und nach persönlicher Mitgestaltung trachten. Im Folgenden wird vorausgesetzt, dass das Dritte Reich ein Teil der deutschen Geschichte ist, die wir nicht ausblenden können. Nicht so sehr im Gestus der Betroffenheit, weil dadurch Ursachen und Gründe verklärt werden, sondern im Sinne von Aufklärung und Ursachenforschung, auch wenn das trotz Perspektivenvielfalt nur teilweise möglich sein wird.

II.

Zu Beginn ein bislang unbekannter Vorgang: Ende 1919 sollte die 1. Pfarrstelle der Kirchengemeinde Oldenburg neu besetzt werden. Der neue Pfarrer an der Lambertikirche wurde in einer reichsweiten Ausschreibung gesucht. Es gingen 42 Bewerbungen ein. Der Oldenburger Oberkirchenrat konnte der Kirchengemeinde nach den gesetzlichen Bestimmungen drei Bewerber benennen. Platz 3 der Vorschlagsliste nahm der 36-jährige Marinepfarrer Ludwig Müller ein, damals in Cuxhaven tätig. Die Behörde begründete ihre Empfehlung folgendermaßen: *Seine Predigt, inhaltlich einwandfrei, ließ ihn als einen frischen und gut begabten Mann erkennen, der seine Gemeinde zu fesseln weiß. Die Zeugnisse über ihn sind zahlreich; sie lauten übereinstimmend günstig. Der Oberkirchenrat würde ihn nicht vorgeschlagen haben, wenn er nicht eine Reihe von Jahren als Pfarrer in einer westfälischen ... Gemeinde gestanden hätte, in der er sich nach den uns gegebenen Zeugnissen sehr bewährt hat. Es darf angenommen werden, dass er auch die Fähigkeiten haben wird, die für die Verwaltung und Organisation in Frage kommen.*[3]) In dieser Bewertung kommt das Anforderungsprofil für die Oldenburger Pfarrstelle zum Ausdruck. Predigtkompetenz, Gemeindeerfahrung, Organisationstalent und Engagement wurden gesucht. Dafür hatte die Kirchenleitung Recherchen angestellt. Der 1. Pfarrer von Rödinghausen bei Bünde hat über den früheren Kollegen Müller geurteilt: *Je länger je mehr hat er einen positiv gläubigen Standpunkt eingenommen und hat sein Amt zum Segen der sehr kirchlichen ravensbergischen Gemeinde verwaltet. Pfr. Müller hatte gute Predigtgabe und große Leistungsfähigkeit in diesem Dienst. Auch in der Seelsorge hat er sich bei seiner Jugend freudig betätigt. Eine besondere Gabe war die Pflege des Umganges mit jungen Leuten.*[4]) Der konservativ-strebsame, rhetorisch versierte Pfarrer wurde mit den beiden anderen Bewerbern zur Gastpredigt aufgefordert. Seine Antwort auf diese Einladung ist bemerkenswert: *In Wilhelmshaven erfuhr ich nur Angenehmes über die dortige Arbeit des Stations- resp. Oberpfarrers. Ich wußte nicht recht, wie ich mich entscheiden sollte. Schließlich sagte ich mir, wenn mich der Herr-Gott in Oldenburg hat zur Wahl kommen lassen, will ich's auch Seiner Entscheidung überlassen, wohin Er mich ruft. Werde ich in Oldenburg gewählt, komme ich*

3) An den Synodalausschuss am 21. Dezember 1919 (Archiv des Oberkirchenrats Oldenburg [fortan zitiert als A.OKR.Ol] A. I. 6. III Kirchenverfassung [Beiakte]).

4) Pfr. Hartmann am 3. November 1919 (A.OKR.Ol C XXXXIX-101, zu Bl. 2,41: Wiederbesetzung der 1. Pfarrstelle).

mit großer Freudigkeit. Fällt die Wahl anders aus, dann gehe ich mit der Gewißheit nach Wilhelmshaven, daß mein Platz dort sein soll.[5]) Müller hielt also die Oldenburger Pfarrstelle karrierebewusst für einen beruflichen Aufstieg. Die bevorstehende Wahlentscheidung verstand er als Gottes Führung, d.h., die unmittelbare Erfahrung deutete er als Gottes Offenbarung. Dazu passt in diesem Brief der devote Zungenschlag vom *gehorsamsten Dank* und andere Floskeln. Nun, die Wahl für den Lambertipastor fiel im Februar 1920 auf einen anderen Bewerber[6]), Ludwig Müller wechselte im Herbst 1920 vom Marinepfarramt in Cuxhaven zum Stationspfarramt in Wilhelmshaven. Wer weiß, ob der deutsche Protestantismus einen anderen Verlauf im 20. Jahrhundert genommen hätte, wenn die Oldenburger Wahlgemeinde anders entschieden hätte. Ludwig Müller wäre dann nur in das regionale Geschichtsbuch eingegangen.

Auf die Episode von 1919/20 kam der nicht gewählte Kandidat noch einmal zu sprechen. 14 Jahre später, am 15. Juni 1934 betrat Ludwig Müller – nunmehr Reichsbischof – wiederum die Kanzel der Oldenburger Lambertikirche, um den heftig umkämpften Akt der Eingliederung der oldenburgischen Kirche in die Reichskirche zu vollziehen. Die nationalsozialistische „Oldenburgische Staatszeitung" gab tags darauf Müllers Ansprache wieder. Er sei *kein Fremder in der Stadt Oldenburg und dem Lande Oldenburg ..., daß er auch schon einmal an dieser Stelle als Prediger gestanden* [habe], *als er sich 1919, zu Beginn jener großen Kampfeszeit, die hinter uns liegt, um die Pfarrstelle St. Lamberti bewarb. Viele vergessen zu schnell, welch schicksalhaftes Geschehen in dieser Zeitspanne sich für das deutsche Volk abrollte, nachdem das stolze Kaiserreich in so furchtbarem Zusammenbruch endete ...*[7]) Schon die ersten Sätze spiegeln die emotional gefärbte, religiös überhöhte Geschichtsdeutung wider. Der Redner weckt mit rhetorischem Pathos das Nationalgefühl und ruft unterschwellig die Demütigung von 1918/19 wach mit Kapitulation, Revolution und Friedensvertrag, um die Zuhörer auf seine aktuellen politisch-kirchenpolitischen Intentionen einzuschwören.

Die Eingliederung der evangelisch-lutherischen Kirche des Landesteils Oldenburg in die Deutsche Evangelische Kirche im Juni 1934 ist ein entscheidendes Datum der regionalen Kirchengeschichte. Dieser Akt führte zur Gründung der Oldenburger Bekenntnisgemeinschaft. Aber seine Bedeutung erschöpft sich nicht im Kirchlich-Theologischen, sondern die Einverleibung diente in der Gesellschaftsgeschichte des Dritten Reiches politischen Zielen. Zentralisierung, Vereinheitlichung, Gleichschaltung – dadurch sollte die Domestizierung der widerborstigen Kräfte möglich werden. *Ein Führer, ein Reich, eine Kirche* war in historischer Perspektive der Protest ge-

5) Schreiben vom 28. Januar 1920 (s. Anm. 4).

6) Hermann Buck: geb. 1872 Emden, gest. 1954 Hahnenklee. Vorher Dompfarrer in Naumburg, 1920-1934 in Oldenburg. Auf Buck entfielen 269, auf Müller 14 und auf den 3. Kandidaten, Oberpfarrer Fiedler in Köstritz, 3 Stimmen. Die örtliche Zeitung bemerkte dazu: *Die außerordentlich schwache Beteiligung – kaum 5 Prozent der Stimmberechtigten waren an der Wahlurne erschienen – wird zum großen Teil darin ihren Grund haben, daß die Wahl von Dompfarrer Buck von vornherein als gesichert galt und ein Wahlkampf nicht stattfand* („Nachrichten für Stadt und Land" vom 23. Februar 1920). Die Entscheidung war auf einer Wahlvorversammlung für den gebildeten und welterfahrenen Ostfriesen Buck (u.a. Pastor in Alexandria und Jerusalem) gefallen („Nachrichten für Stadt und Land" vom 22. Februar 1920). Vgl. Reinhard Rittner, Zivilcourage und Purgatorium – Kirchenrat Hermann Buck im Nationalsozialismus, in: Joachim Kuropka (Hrsg.), Geistliche und Gestapo. Klerus zwischen Staatsallmacht und kirchlicher Hierarchie, Münster [2]2005, S. 141-168.

7) „Oldenburgische Staatszeitung" vom 16. Juni 1934. In den „Nachrichten für Stadt und Land" vom selben Tage heißt es nur allgemein: *Vieles wurde in meiner Erinnerung lebendig, das mich an dieses Stück deutscher Erde besonders fesselt. Ich denke an meine Zeit in Wilhelmshaven, von wo aus ich oft nach Oldenburg kam.*

Der Reichsbischof in Oldenburg

Der feierliche Akt in der Lambertikirche — Uebergabe der Eingliederungs-Urkunde

Gestern vormittag erlebte Oldenburg den feierlichen Akt anläßlich der Uebergabe der Eingliederungsurkunde an den Rechtswalter der Deutschen Evangelischen Kirche. Diesem feierlichen Akt ging die eindrucksvolle Gottesdienstfeier voraus, die der Reichsbischof Ludwig Müller abhielt.

Der Reichsbischof Ludwig Müller und Rechtswalter Dr. Jäger waren gegen 9.30 Uhr in Oldenburg eingetroffen und hatten im Bahnhofshotel Wohnung genommen. Kurz vor 11 Uhr machten sie in der Reichsstatthalterei und im Staatsministerium ihren Antrittsbesuch. Reichsstatthalter und Gauleiter Carl Röver trafen sie leider nicht an, weil er sich zur Zeit noch auf einer großen Vortragsreise im Reich befindet. Ministerpräsident Joel und Staatsminister Paulß hatteten dann der Reichsbischof einen Besuch mit kurzer Unterredung ab.

Kurz nach 11 Uhr begann die

Feier in der vollbesetzten Lambertikirche

Die Plätze unten in der Kirche waren von einer großen Zahl von Ehrengästen besetzt, unter denen man die Spitzen fast sämtlicher Behörden sah, u. a. Ministerpräsident Joel, Ministerialrat Dr. Christians, Direktor Arzt, Oberbürgermeister Dr. Nabeling, Vertreter der Reichswehr, der Ordnungspolizei, der Wirtschaftskammern. Zu Beginn der Feier zog die Landessynode unter Vorantritt des Reichsbischofs und des künftigen Landesprosstes Volkers unter Orgelklängen in die Kirche ein. Oberkirchenrat Volkers geleitete den Reichsbischof in die Sakristei. In der vordersten Reihe nahmen Ministerialdirektor Jäger, der Präsident der Synode Dr. Brand, Landgerichtsrat Thomssen, Pastor Hollje, Oberkirchenrat Volkers und Pastor Hinrichs Platz.

Als Eingangslied sang die Gemeinde: „Komm heiliger Geist . . .". Der Reichsbischof verlas als Eingangsschriftwort: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Dann verlas er nach dem Eingangsgebet den Schluß des 6. Kapitels des Evangeliums Johannis, die letzten Worte, die der Herr nach der Speisung der 5000 an die Jünger richtete. Einer der Verse dieser Schriftverlesung wurde vom Reichsbischof auch der Festpredigt zugrunde gelegt: **„Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben."** — Die Gemeinde sang im zweiten Teil der Feier das Lied: „Ich weiß, woran ich glaube".

In seiner Festpredigt wies der Reichsbischof darauf hin, daß er kein Fremder in der Stadt Oldenburg und dem Lande Oldenburg sei, daß er auch schon einmal an dieser Stelle als Prediger geglaubt, als er sich 1919, zu Beginn jener großen Kampfeszeit, die hinter uns liegt, um die Pfarrstelle bei St. Lamberti bewarb. Viele vergessen zu schnell, welch schicksalhaftes Geschehen in dieser Zeitspanne sich für das deutsche Volk abrollte, nachdem das stolze Kaiserreich in so furchtbarem Zusammenbruch endete, weil es in ihm an einer letzten seelischen Kraft gefehlt, die auch den schweren Kampf, den das Volk unter ihm zu durchfechten hatte, hätte überstehen können. Dann kam eine Welle volksfremden und christusfeindlichen Geistes über Deutschland und fast alle der alten Führerschicht waren froh, wenn sich Menschen fanden, die ihr Leben einsetzten gegen die rote Flut. In dieser Not des Volkes stand der Führer, von dem wir heute sagen, daß er uns von Gott gesandt ist, und erklärte aus dem unbewußten tiefen Gottvertrauen des Mannes aus dem Volke, daß dies, was damals war, nicht das Ende des deutschen Volkes sein könne. Gerade in wahrhaft evangelischen Seelen fand dieses vertrauensvolle Kämpfen und Aufbauen Verständnis und Widerklang. Mancher fand auch den Weg und den Wunsch zum Heiland zurück, nicht zu Worten über Christus, sondern zur Verkündigung des Wortes Christi selbst. So ist es die Aufgabe der Kirche, Kirchentum und Christentum hinauszutragen und mitzuwirken in dem großen Geschehen, das sich in unserem Volke vollzieht. Nicht der Pfarrer allein hat diese Pflicht — denn nicht die wenigen Pfarrer sind die Kirche —, sondern jeder einzelne hat die Aufgabe hinauszutragen, was ihn innerlich frei und froh gemacht, von dem zu künden und zu zeugen, was er im tiefsten Innern erfahren hat, von dem Dasein unseres gnädigen Gottes. Was an alten Formen morsch geworden ist, geht unter, nur wer das letzte dransetzt, der wird leben. Aufgabe der Kirche ist es, im Volke zu stehen, die Zeichen der Zeit zu verstehen und dem Volke zu helfen, gerade in einer Zeit, da alle Mächte von draußen sich gegen unser Volk und sein Neuwerden recken. Die Kirche muß zur Kirchevolk werden, sie muß Heimat für alle sein und gerade dem einfachen Mann im Volk, der wieder den Weg zu Gott sucht und findet, diesen Weg zu weisen durch den einfachen lebendigen und kämpferischen Heiland. Wenn man heute frage, ob das Volk mehr bei dem einfachsten Kämpfer mit der letzten Einsatzbereitschaft oder bei dem überlegenen Nörgler, der an allem kritisiert, den Weg und das Suchen zum Ewigen sieht, so ist die Entscheidung nicht schwer. Wir müssen in dem heutigen Geschehen eine immer größere Einheit werden bei dem Hineinwachsen der jungen Generation. Je tiefer die Wahrheit erlebt und erfühlt wird, desto größer wird der Segen Gottes sein.

Dann nahm nach Schluß der Gottesdienstfeier der Präsident der Landessynode, Rechtsanwalt

Rg. Dr. Brand

das Wort zu folgenden Ausführungen:

Als Präsident der Landessynode habe ich die Ehre, Sie, Herr Reichsbischof, und Sie, Herr Ministerialdirektor, in unserer Mitte herzlich willkommen zu heißen. Es ist uns eine aufrichtige Freude, daß das große Gesetzgebungswerk, an dessen Abschluß wir stehen, durch Ihre Anwesenheit seine besondere Weihe erhält. Ein Wort des Grußes auch unseren verehrten Gästen, an ihrer Spitze Ministerpräsident Joel.

Wir überschreiten in unserer Landeskirche die Schwelle eines neuen Zeitabschnitts; da geziemt es sich wohl, einen Augenblick Rückschau zu halten.

Die Verknüpfung zwischen Landeskirchentum und Territorialherrschaft ist eine schon in die Zeit Luthers zurückgehende Eigentümlichkeit der deutsch-evangelischen Kirchengeschichte. Das Abtreten der Landesherren und, nach dem unseligen Zwischenspiel der Weimarer Republik, die Beseitigung der Länder brachten als selbstverständliche

Von links nach rechts: Reichsbischof Müller; der künftige Landespropst Pastor Volkers; Rechtsanwalt Dr. Brand, Präsident der evang. Landessynode; Ministerialdirektor Dr. Jaeger.

Folge auch die Sehnsucht nach einer kirchlichen Einigung. In Ihnen, Herr Reichsbischof, hat dieses Einigungswerk einen mitreißenden und zielsicheren Wegbereiter gefunden.

Die Oldenburgische Landeskirche hat in ihrer etwa 400jährigen Geschichte ein reiches Eigenleben in echt lutherischem Geist entwickelt. Dies hätte unter anderen Umständen gar vielen den Abschied von den ihnen liebgewordenen Gestaltungsformen einer gesegneten Vergangenheit schwer gemacht.

Der vorwärts drängende Geist unserer herrlichen Bewegung reißt auch den letzten Damm überwundener partikularischer Gedankenkreise ein.

Wir sind ein einig Volk und haben nur die eine Sehnsucht, das Band der Einigung immer fester zu schmieden: auf ewig ungerreißbar. Wir bekennen uns auch in dieser feierlichen Stunde zu unserem deutschen Volkstum. In diesem Raume bauen wir Kirche, fest gegründet auf Gottes heiliges Evangelium, aber immer dessen eingedenk, daß geistiges Leben, tiefinnere Empfänglichkeit für uns nur aus unserer deutschen Seele kommen kann.

Die Stilart des Kirchenbaus ergibt sich für jede Zeit aus den Kunstregeln, die dem Bauwerk „Staat" Form gegeben haben. Wir trennen uns daher gern und aus innerster Ueberzeugung von den allzu parlamentarischen Formen des überkommenen Synodalsystems und von einem Kollegialgrundsatz, wie er unserem Oberkirchenrat in seiner bisherigen Form eigentümlich war. In dem Amt des Landesprosstes hat sich die Landeskirche eine geistliche Spitze geschaffen, die für sie ein sicherer Hort ihres angestammten Luthertums sein soll. Wir wissen dabei, daß auch Bekenntnisse absterben und wachsen, jung sind und alt werden. Darum fürchten wir uns auch nicht davor, daß das enge brüderliche Zusammenleben mit den evangelischen Landeskirchen anderer Konfessionen einem organischen Zusammenwachsen zu einem einigen deutsch-evangelischen Kirchenvolk förderlich sein könnte.

Das von der Oldenburgischen Landessynode mit verfassungsändernder Mehrheit beschlossene und bestätigte Gesetz über die Uebertragung von Befugnissen der Organe der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Oldenburg auf die Deutsche Evangelische Kirche soll — so hoffen wir — mithelfen nicht nur am Aufbau einer einigen deutsch-evangelischen Kirche, sondern auch an dem ewig gültigen Ziel, das uns unser Führer vorgezeigt hat, immer mehr zusammenzuwachsen zu einem einigen deutschen Volk.

Ich schlage der Landessynode vor, ihren Willen in folgender

Entschließung

feierlichst zum Ausdruck zu bringen:

„Die Landessynode begrüßt mit dankbarer Freude, daß der Herr Reichsbischof und der Herr Rechtswalter der Deutschen Evangelischen Kirche in dieser denkwürdigen Stunde in ihrer Mitte weilen. Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Oldenburgs gibt unter völliger Wahrung ihres lutherischen Bekenntnisses und unter Aufrechterhaltung ihrer Rechtspersönlichkeit mit dem heutigen Tage ihre Eigenständigkeit zugunsten einer einigen Deutschen Evangelischen Kirche auf. Die Landessynode als die getreue Sachwalterin der ihr anvertrauten Kirche sieht auf diesen entscheidungsvollen Schritt und auf das große Einigungswerk, das alle evangelischen Volks- und Glaubensgenossen Deutschlands umschließen soll, Gottes reichen Segen herab. Sie weiß sich eins in dem Bekenntnis, daß wir ein Volk unter einem herrlichen Führer sind, und hofft zuversichtlich, daß auch das vom Herrn Reichsbischof begonnene Einigungswerk der Deutschen Evangelischen Kirche zu einem guten und gesegneten Ende geführt werden möge."

Meine Herren Synodalen, ich bitte Sie, ihre Zustimmung durch Erheben von den Plätzen zum Ausdruck zu bringen.

Ich stelle die einmütige Annahme dieser Entschließung fest.

Herr Ministerialdirektor, ich habe jetzt die Ehre, Ihnen als dem Rechtswalter der Deutschen Evangelischen Kirche eine **urkundliche Ausfertigung des Gesetzes betr. die Uebertragung von Befugnissen der Organe der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Oldenburgs auf die Deutsche Evangelische Kirche** hiermit zu überreichen.

Nach der Ueberreichung der Urkunde hielt

Ministerialdirektor Dr. Jäger

eine kurze Ansprache, in der er etwa ausführte:

Sie haben mir die Urkunde überreicht, in der der verfassungsmäßige Beschluß der Landessynode niedergelegt ist, durch den die oldenburgische Landeskirche in ein näheres Verhältnis zur Reichskirche gebracht wird. Damit haben sie einen bedeutungsvollen Schritt getan, den vor ihnen schon viele Landeskirchen vorgenommen haben und noch weitere vornehmen werden und durch den die oldenburgische Landeskirche ihre Eingliederung in ihrer lutherischen Grundhaltung vollzog. Durch die Revolte 1918 wurde das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zerschlagen, das als gesund zu bezeichnen war. Eine Zeitlang erschien es so, als ob aus dieser Trennung die Kirche neue Kraft und ein engeres Verhältnis zwischen Volk und Kirche erwachsen werde. **Tatsächlich haben sich Volk und Kirche immer mehr voneinander entfernt.** Die nationalsozialistische Revolution hat die Zusammenfassung aller lebendigen Kräfte zur Einheit gebracht, nicht von oben her und zwar weder im politischen noch im sonstigen Raum, sondern in der Entfaltung aller lebendigen Kräfte. Im Gleichklang zu dieser Entwickelung muß auch die Kirche zur Einheit kommen.

Es liegt weder eine Verletzung oder Gefährdung der Verfassung oder des Bekenntnisses vor.

Sie haben die Eigenschaft ihrer Kirche als Rechtssubjekt gewahrt. Schon jetzt lag eine Gesamtkirche vor, aber es gilt sie voll auszugestalten. Letzten Endes ist es der Geist, der lebendig macht, wie der Reichsbischof in seiner Predigt über das Christuswort ausführte. Unter Bezugnahme auf das Predigtwort erklärte dann Ministerialdirektor Jäger weiter: **Wir haben vor Bekenntnis und Kultus die größte Hochachtung. Wir glauben aber nicht, daß sie ewig bestimmte Dinge sind wie der Glaubensstand.** Sie sind vielmehr zu gewissen Zeiten entstanden und unterliegen einer Entwickelung, die man allerdings nicht künstlich machen kann, sondern die aus dem Innern herauswächst. So lassen sie uns zur Einheit schreiten. Möge dieser bedeutungsvolle Schritt zum Segen des deutschen Volkes, der Deutschen Evangelischen Kirche und der Oldenburgischen Landeskirche ausschlagen.

Zum Abschluß der Feier sang die Gemeinde die ersten beiden Strophen des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott".

Nach dem Festakt begrüßte beim Verlassen der Kirche der Reichsbischof noch einmal kurz den Ministerpräsidenten. Dann begaben sich der Reichsbischof, Ministerialdirektor Jäger, Oberkirchenrat Volkers und Präsident Brand zunächst zum Bahnhofshotel, später zum Civilkasino, wo ein gemeinsames Essen mit der Landessynode stattfand. Gegen 14.45 Uhr verließ der Reichsbischof Oldenburg, um nach Bremen weiter zu fahren.

Am kommenden Mittwoch wird Reichsbischof Müller zusammen mit dem Reichsleiter der „Deutschen Christen" nochmals in Oldenburg weilen, wo beide führende Persönlichkeiten des evangelischen Glaubens in einer großen öffentlichen Kundgebung im „Ziegelhof" sprechen.

Nachschau nach Erbkrankheiten

Ueberholung der Krankenanstalten.

In einem Schreiben an die Landesregierungen hat der Reichsinnenminister einige Zweifel aufgeklärt, die sich bei der Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ergeben hatten. Der Minister empfiehlt, daß der Amtsarzt oder der Anstaltsleiter sich in allen Fällen einem Antrage auf Unfruchtbarmachung vorsorglich anschließen, der von dem Kranken selbst oder seinem gesetzlichen Vertreter gestellt wird. Damit würden die Unzuträglichkeiten beseitigt werden, die sich bei Zurücknahme des Antrages ergeben können. Der Reichsinnenminister hält es für erforderlich, daß die beamteten Aerzte die kommunalen, konfessionellen und privaten Anstalten ihres Bezirks aufsuchen, und im Benehmen mit dem Anstaltsleiter feststellen, welche Insassen erbkrank sind oder an schwerem Alkoholismus leiden. Dabei sollen sie dahin wirken, daß alsbald der Antrag auf Unfruchtbarmachung solcher Anstaltsinsassen gestellt wird.

Wichtig ist auch der Hinweis des Ministers, daß vor der Vornahme eines Eingriffs die Personengleichheit des im Gerichtsbeschluß genannten und des Empfängers des Aufforderungsschreibens mit der erschienenen Person nachgeprüft werden soll.

Abb. 2: Oldenburgische Staatszeitung 16. Juni 1934

gen die offene Gesellschaft von Weimar mit ihrer Vielfalt, ihren Gegensätzen, ihren Widersprüchen. Man denke an die literarischen Erzeugnisse der 1920er Jahre, an Alfred Döblin, Bertolt Brecht, Erich Kästner: Ihre Bücher sind ein Reflex auf die Zerrissenheit der Moderne. Mit der Einheitlichkeit der Lebenswelt unter der nationalsozialistischen Herrschaft sollte die Gesellschaft geschlossen bleiben, d.h.: die Pluralisierung aufgehalten werden. Die Verschränkung von Gesellschafts- und Kirchengeschichte macht zugleich darauf aufmerksam, dass zu unterscheiden ist zwischen berechtigten kirchlichen Forderungen und unberechtigten außerkirchlichen Anforderungen, zwischen theologischen und außertheologischen Faktoren in der Christentumsgeschichte. Nicht dass Kirche und Welt zwei getrennte Bereiche würden, die nichts miteinander zu tun hätten oder die allein in ihrer Trennung zu ihrem Recht kämen. Man muss jeweils genau hinschauen, auch darüber diskutieren und gegebenenfalls streiten, was berechtigt und was unberechtigt ist. Das beschäftigt uns exemplarisch an Ludwig Müller.

III.

Es ist schon einigermaßen verwunderlich, dass die erste wissenschaftliche Biographie über Ludwig Müller erst 1993 erschienen ist. Dies ist ein Indiz für den Wandel im Selbstverständnis der kirchlichen Zeitgeschichte.[8]) Alles, was unter der Dominanz des sog. Kirchenkampfes erarbeitet worden ist, hat die bekenntniskirchliche Perspektive unreflektiert übernommen und wenig Interesse an anderen Richtungen oder Gestalten gezeigt – es sei denn, es wurde eine Negativfolie aus apologetischem Interesse benötigt. So hat es fast 50 Jahre nach Müllers Tod gedauert, bis mit dem Buch von Thomas Martin Schneider „Reichsbischof Ludwig Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit“[9]) nun eine detaillierte Darstellung vorliegt, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegt. Daraus in Kürze die biographischen Stationen.

Ludwig Müller wurde 1883 als Sohn eines Stationsvorstehers in Gütersloh geboren. Er wuchs in kleinen Verhältnissen im Minden-Ravensberger Land auf. Wohl auf Wunsch der Mutter studierte er evangelische Theologie in Halle und Bonn. Wirklich theologische Reflexion scheint er sich im Studium nicht angeeignet zu haben, darauf deutet seine wiederholt geäußerte Abneigung gegen

8) Vgl. Joachim Mehlhausen, Nationalsozialismus und Kirchen, in: Theologische Realenzyklopädie (fortan zitiert als TRE) 24 (1994), S. 43-78; Kurt Nowak, Allgemeine Zeitgeschichte und kirchliche Zeitgeschichte. Überlegungen zur Integration historiographischer Teilmilieus, in: ders., Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984-2001, hrsg. v. Jochen-Christoph Kaiser (Konfession und Gesellschaft 25), Stuttgart 2002, S. 445-463; Wolf-Dieter Hauschild, Kirchliche Zeitgeschichte, in: TRE 36 (2004), S. 554-561; ders., Grundprobleme der Kirchlichen Zeitgeschichte, in: ders., Konfliktgemeinschaft Kirche (AKIZ. B 40), Göttingen 2004, S. 15-72.

9) Thomas Martin Schneider, Reichsbischof Ludwig Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit (AKIZ. B 19), Göttingen 1993. Rezensionen: Hans-Georg Ulrichs, in: Kirchliche Zeitgeschichte 7, 1994, S. 392-399; Marikje Smid, in: Evangelische Theologie 54, 1994, S. 544-550; Jørgen Glenthøj, in: Theologische Literaturzeitung (fortan zitiert als ThLZ) 119, 1994, Sp. 1095-1097; Reinhard Rittner, in: Lutherische Monatshefte 34, Heft 4/95, S. 42. Vgl. ferner Thomas Martin Schneider, *Art.* Ludwig Müller. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 6, Herzberg 1993, Sp. 294-299.

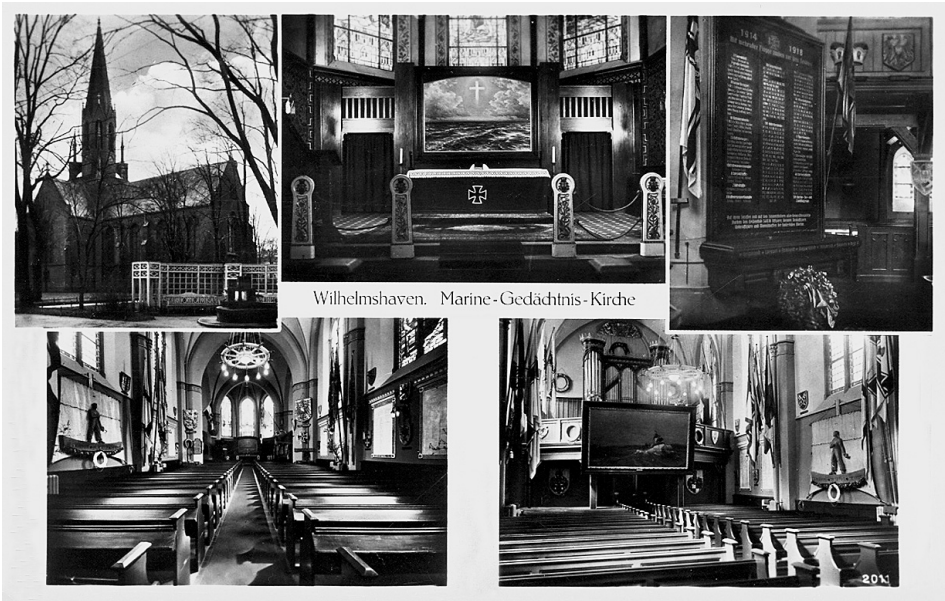


Abb. 3: Ansichtskarte (vor 1942): Wilhelmshaven, Marine-Gedächtnis-Kirche (Archiv Kirchengemeinde Wilhelmshaven-Bant): Von links oben nach rechts unten: Außenansicht; Altar mit Bild, dahinter Sakristei; Ehrenmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten mit kaiserlicher Reichskriegsflagge; Kirchenschiff in Richtung Altar mit Niobe-Denkmal links (1934); Kirchenschiff in Richtung Orgelempore (Niobe rechts) mit Ölbild von Carl Saltzmann (1907): „Ich hatt' einen Kameraden (Mann über Bord)".

Lehre und Dogma.[10]) Aus dem pietistischen Umfeld stammt wohl die Prägung, Religion gehe in der Dimension des Erlebens, nicht des Denkens auf. 1908 wurde er Pfarrer im erwähnten westfälischen Rödinghausen. Die Heirat mit einer wohlhabenden Kaufmannstochter aus Cuxhaven verschaffte ihm Zugang zum großbürgerlichen Milieu. Der Wechsel ins Marinepfarramt in Wilhelmshaven im Frühjahr 1914 eröffnete ihm die ersehnte Berufswelt, eigentlich hatte er Marineoffizier werden wollen. Im Ersten Weltkrieg war er in Flandern und in der Türkei eingesetzt. Deutschlands Niederlage und die Novemberrevolution 1918 bedeuteten für ihn ein Trauma. Wie erwähnt verstand er die Folgejahre als *Kampfzeit*. Vom 1. Oktober 1920 bis zum 31. August 1926 war er Marineoberpfarrer. Seine rhetorische Begabung hatte er schon in Westfalen entdeckt, nun entfaltete er eine intensive Vortrags- und Redetätigkeit. Gemeinsam mit dem Kollegen Friedrich Ronne-

10) In den „Nachrichten für Stadt und Land" vom 22. August 1934 wird Reichsbischof Müller bei der Einführung von Landesbischof Volkers folgendermaßen zitiert: Der Nationalsozialismus *ist ja mehr als eine bloße Partei, er ist eine gewaltige innerliche Volksbewegung, und für den, der das Befreiende der Botschaft Christi erlebt hat, besteht Christentum nicht aus Dogmen und Lehrsätzen, sondern diese Frauen und Männer stehen jeder an seiner Stelle, ihrer Verantwortung bewußt, und gehen ihren Weg im Gottvertrauen. So liegt das Christentum nicht in der Zustimmung zu diesem oder jenem Lehrsatz, sondern nur in der Tat.*

berger[11]) richtete er die Wilhelmshavener Garnisonkirche als „Marine-Gedächtniskirche“[12]) ein. Von 1926 bis 1933 war er Wehrkreispfarrer in Königsberg. Vermutlich 1927 hat er Hitler bei einer Begegnung zwischen Nationalsozialisten und Rechtskonservativen in Ostpreußen kennengelernt. Er konnte Hitler dadurch wertvolle Dienste leisten, dass er zwischen NS-Bewegung und Reichswehr vermittelte.[13]) 1932 war er an der Gründung der nationalsozialistisch orientierten „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ (DC) beteiligt und wurde ihr ostpreußischer Führer. Ende April 1933 ernannte ihn Hitler zu seinem Bevollmächtigten für die evangelische Kirche. In dieser Eigenschaft nahm er an den Verfassungsberatungen der neuen Deutschen Evangelischen Kirche teil. Als Friedrich von Bodelschwingh zum Reichsbischof bestimmt wurde, ging er gemeinsam mit den Deutschen Christen auf Konfrontationskurs. Aus den Kirchenwahlen im Sommer 1933 gingen die DC dank Hitlers massiver Unterstützung als Sieger hervor. Müller wurde im August preußischer Landesbischof und im September 1933 Reichsbischof. Ende 1933 begann die sog. Reichsbischofsdiktatur, weil keine rechtmäßige Reichskirchenregierung mehr zustande kam. Hitler entzog Müller Ende 1934 seine Unterstützung. Die immer chaotischer werdenden Verhältnisse in den evangelischen Landeskirchen und der Schwund des deutschen Ansehens im Ausland konnten nicht länger hingenommen werden. Die Einrichtung des Reichskirchenministeriums 1935 bedeutete faktisch die völlige Entmachtung Müllers. Es blieben ihm jedoch Titel und Talar, Amtskreuz und Salär. Er wandte sich kirchenpolitischen Außenseitern und ihren Anhängern zu, ventilierte die Konzeption einer überkonfessionellen Nationalkirche, veröffentlichte Pamphlete, die das Christentum preisgaben, wollte 1941 aus der Kirche austreten und kam unter nicht mehr klärbaren Umständen am 31. Juli 1945 in Berlin ums Leben. Sein Biograph resümiert: Müller „repräsentierte in besonders nachdrücklicher Weise die im Nationalprotestantismus wurzelnde deutsch-christliche Fehlentwicklung von Theologie und Kirchentum, die weite Teile des deutschen Protestantismus erfasste.“[14]) Man wird sehen, ob dieses Urteil zutrifft.

IV.

Die Marine war die Lebenswelt des Ludwig Müller. Mit eigenen Worten drückte er das folgendermaßen aus: *Das für meine Arbeit Grundlegende ist eigentlich geboren hier an der Küste und draußen auf See. Auf dem engen Raum eines Kriegsschiffs, wo Menschen*

11) Friedrich Ronneberger: geb. 1886 Kamenz, gest. 1968 Wilhelmshaven. 1915-1947 Marine-, Schiffs- und Garnisonpfarrer, Marineoberpfarrer, 1938 Marinedekan. 1947-1957 Pfarrer in der Kirchengemeinde Wilhelmshaven. Vgl. Bettina Keß, Friedrich Ronneberger: Marineseelsorge – Museum – Heldengedenken, in: Karin Walter/Bettina Keß, Souvenirs von fremden Küsten (Schriftenreihe des Küstenmuseums am Bontekai, Bd. 1), Wilhelmshaven 2004, S. 23-34.

12) Schneider, Reichsbischof (s. Anm. 9), S. 61 und S. 67 Anm. 127 kritisiert den „bis heute“ erhaltenen, d.h. den von ca. 1926 bis 1942 bestehenden und Ende der 1950er Jahre wieder hergestellten Charakter der „Marine-Gedächtniskirche“. Sie erhielt 1959 den Namen Christus- und Garnisonkirche. Hier ist inzwischen eine behutsame Umgestaltung in Angriff genommen worden. Die Fahnen sind zur Wiederaufarbeitung beim Restaurator. Über die Platzierung wird der Gemeindekirchenrat nach Auskunft von Pastor Frank Morgenstern, Wilhelmshaven, zu gegebener Zeit entscheiden.

13) Nach den „Ostfriesischen Nachrichten“ vom 29. August 1934 sagte Müller am 22. August 1934 in Wilhelmshaven: *Das erste Zusammentreffen des Führers mit dem Reichswehrminister* [von Blomberg, RR] *konnte ich miterleben.*

14) Schneider, *Art.* Müller (s. Anm. 9), Sp. 298.

aller deutschen Stämme zusammen sind, kommt es einem besonders zum Bewusstsein, was es heißt, wenn das ganze Volk zusammen gezwungen wird, für seine Ehre und Freiheit einzustehen. Da wird in uns etwas wach von den ewigen Kräften, die in jedem selbst ein Stück Ewigkeit sind. Dann wird etwas wach von den tief innerlichen Werten, die wir nun mal brauchen für unser Leben.[15]) Die Erfahrungen bei der Marine haben auch religiösen Charakter und entsprechen klassisch einer Erweckung. Kaiserreich und Weltkrieg haben Müller mental entscheidend geprägt.

Es seien einige Gesichtspunkte aus der Marinegeschichte hinzugefügt. Die Flottenpolitik des wilhelminischen Deutschland war von der vorletzten Jahrhundertwende an nach den Worten von Thomas Nipperdey „Mittel und Symbol des Weltmachtanspruchs".[16]) Mit dem deutschen Großmachtstreben stieg auch die Bedeutung der Marine. Seemacht verbreitete die Aura des Universalen. Wer zur Marine ging, erwartete ein Stück Abenteuer. Und er konnte die Erfahrung machen, dass Gefahren und Unwägbarkeiten mit der Verlässlichkeit der Männerkameradschaft und nautischem Können gemeistert wurden. Die Flotte war im Unterschied zu den anderen militärischen Einheiten nicht territorial gegliedert. Entscheidungen wurden unmittelbar in der Reichshauptstadt getroffen. Die Marine war insofern Ausdruck der Reichseinheit. Sie war bekanntlich das Lieblingskind Wilhelms II. und genoss dessen Protektion. Die zunehmende Flottenbegeisterung der Deutschen nach 1900 stärkte ihr Selbstbewusstsein. Die Rivalität zur Seemacht England trieb das Wettrüsten voran. Flotten- und Außenpolitik waren im Drang zur Weltmacht eng aufeinander abgestimmt.

Im Ersten Weltkrieg ging das politische Kalkül nicht auf. Weder blieb der Konkurrent England neutral, noch trat die erwartete Seeblockade ein. Für sie war man gerüstet. Dennoch wirkte die deutsche Hochseeflotte abschreckend. Ein Angriff auf die Küsten blieb aus, der Zugang zur Ostsee für die Westmächte versperrt. Am 31. Mai/1. Juni 1916 kam es zwischen England und Deutschland „eher zufällig"[17]) zur Seeschlacht am Skagerrak; für 8000 Seeleute beider Länder wurde das Meer zum Grab. Im Altarbild von Hugo Schnars-Alquist (1855-1939) aus dem Jahre 1926 ist dies der Gottesdienstgemeinde in der Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven sonntäglich vor Augen.[18]) Unser Interesse gilt indes nicht der Kriegsgeschichte, vielmehr sind die dabei wirksamen Lebensdeutungsmuster als Interpretationsrahmen von Belang.

Müllers Biograph hat quellenmäßig fünf Skagerrak-Reden ermitteln können. Aufgrund dieser Hinweise kann seine Rede vom 9. Juni 1922 beim Feldgottesdienst am Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald vorgestellt werden. Ihr Manuskript ist erhalten.[19]) Predigttext war Johannes 15,13: „Niemand hat größere Liebe als die, dass

15) „Nachrichten für Stadt und Land" vom 22. August 1934. Vgl. Anm. 10.
16) Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie, München ^{2}1993, S. 632 ff., Zitat S. 635. Rezension: Lothar Gall, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 29. September 1992.
17) Ebd., S. 771.
18) Vgl. DBE 9 (1998), S. 45: Schnars-Alquist „malte fast ausschließlich Meeresbilder und Szenen aus der Seefahrt". Ferner Frank Morgenstern, Durch's Kreuz zum Licht. Das zweite Altarbild der Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven, in: Gott sehen. Risiko und Chancen religiöser Bilder, hrsg. v. Daniel Spanke, Kunsthalle Wilhelmshaven 2006, S. 30-33.
19) Schneider, Reichsbischof (s. Anm. 9), S. 61 f. Quelle: Bundesarchiv Freiburg, RM 26/50. Daraus die folgenden Zitate.

er sein Leben lässt für seine Freunde." Der Prediger verknüpft den Anlass mit dem Versammlungsort: Kein Platz sei *geeigneter* für das Skagerrak-Gedächtnis als das Siegesdenkmal über die römischen Legionen. Die Germanen hätten die Weltmacht Rom besiegt, weil sie *in ihren Herzen einen Geist* [hatten], *ein Feuer, eine Liebe zur Heimat, die durch nichts niedergehalten werden konnte*. Indem der Redner auf nationale Identifikation abstellte, konnte er den Bogen zum Weltkriegsbeginn schlagen, als im August 1914 durch das deutsche Land *das Wehen des großen Heiligen Geistes* (!) ging. Die Einkreisung Deutschlands zwang das Volk zusammen, *von Gottes Geist berührt* sollte es zurückfinden *zu dieser alten, ewig jungen Wurzel dieser Kraft*. Dann brachte er die Marine ins Spiel: *Die deutsche Flotte war Ausdruck des deutschen Volkes ... Was sind das für Schiffe gewesen, diese großen, starken, stolzen, um die uns die Welt beneidet hat. Was die erlebt haben, was sie aushielten, wie uns die Schiffe ans Herz gewachsen waren*! Und schließlich die Schlacht am Skagerrak, der Kampf der jungen Flotte mit dem überlegenen Feind – *und die deutsche Flotte ist Sieger geblieben*. Das waren die Traditionen, an die anzuknüpfen der Prediger 1922 die jungen Leute aufrief: *Von euch verlangt man, wo die Stunde kommt, daß Jeder das Beste und Letzte gibt, was wir haben, das ist unser Leben*. Dieser Geist und die Hingabe seien aber verlorengegangen: Wir *müssen inwendig zurück zu der Kraft dort oben, zu dem ewigen Gott, unserem Vater im Himmel. Wir leben in einer Zeit, wo der fremde Geist die Herrschaft führt, wo Gott und Christus nichts mehr gilt und die Menschen meinen, sie könnten über die letzten Wahrheiten lächeln, wo Lüge und Gemeinheit dominiert und wir nicht viel merken von Volksgemeinschaft und Kameradschaft. Da sind wir berufen, Führer zu werden für eine neue Zeit ...*

Abb. 4: Das I. deutsche Linienschiffgeschwader. Nach einem Gemälde von Hans Borth, Ausschnitt (Verlagsarchiv Isensee)

Abb. 5: „Per crucem ad lucem": Altarbild von Hugo Schnars-Alquist in der Christus- und Garnisonkirche Wilhelmshaven 1926 (Foto: Ev.-luth. Kirchengemeinde Wilhelmshaven): Der Hamburger Seemaler schuf dieses Bild zum 10. Jahrestag der Schlacht am Skagerrak. Sein Œuvre umfasst über 200 Meeres- und Schiffsbilder (vgl. Geo Hunold: Schnars-Alquist. Sein Leben und seine Kunst, Bremen 1925; Thieme-Becker 36 [1936], 187). Das Bild in Wilhelmshaven ist wahrscheinlich das einzige mit einem christlichen Thema.
Zur Wiedereinweihung der Kirche 1957 erklärte Militärdekan Friedrich Ronneberger, der auch schon 30 Jahre zuvor mit Ludwig Müller im Dienst war: „Bitteres Leid traf die Frauen und Kinder daheim, aber nun sagt ihnen das Kreuz über dem Wasser auf dem Altarbild: Die Herzen in die Höhe, hin zum Kreuz, von dem euch allein Trost und Hilfe kommen kann. Durch's Kreuz zum Licht."

Der Tenor der Ansprache liegt am Tage. Sie ist ein einziger Appell. Sie bedient sich vermeintlich guter Geschichtserfahrungen und instrumentalisiert sie religiös überhöht für die politische Gegenwart in Staat und Gesellschaft. Als hätte es am Skagerrak wirklich Sieger gegeben! Da muss man schon das Rechenbuch der Tonnage und Opfer bemühen.[20]) Der Prediger forderte Lebenshingabe für Volk und Vaterland, berief sich dafür auf ein *wahres* Wort und versprach inwendige Kraft von *oben*. Nicht an einer einzigen Stelle kommt Jesus zum Zuge, er ist doch der Autor des Bibelwortes, das der Ansprache zugrunde lag. Immerhin handelte es sich um einen

20) Vgl. Nipperdey (s. Anm. 16), S. 771: „Die Schlacht wurde bei unentschiedenem Gesamtergebnis und einem Überwiegen von deutschen Erfolgen, höheren englischen Verlusten an Schiffen und Mannschaften, abgebrochen."

Feldgottesdienst! – Liebe und Hingabe haben im Neuen Testament ihr Zentrum im Kreuz Christi. Von dieser Brechung von Leben und Tod, vom Riss in aller Welterfahrung, vom Rätsel der Geschichte deutete der Prediger nichts an. Menschliche Suche nach Geborgenheit, Gemeinschaft und Autorität übertrug er ideologisch auf Volk und Nation: *Wie* (ist) *der Mensch glücklich, wenn er einig ist in der Gemeinschaft*. – Für uns ist solcher Nationalismus kaum mehr nachvollziehbar. Ein besonderes Schlaglicht auf den Theologen Müller wirft die Beobachtung des Biographen, dass er im Vaterunser den zweiten Teil der 5. Bitte fortlässt: „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern."[21])

Eingangs wurde darauf hingewiesen, dass man die Quellen aus ihrer Zeit heraus verstehen müsse. Dazu eine kurze Gegenprobe: Die Beurteilung von Müllers Predigt 1919 als *inhaltlich einwandfrei* geht auf Lic. Dr. Tilemann zurück, der seit 1917 als Oberkirchenrat und ab 1920 als Präsident des Oberkirchenrats in Oldenburg amtierte.[22]) Er hat am 23. November 1919, also drei Jahre früher, eine Predigt bei der Trauerfeier zum Gedächtnis der im Weltkrieg Gefallenen in der Oldenburger Lambertikirche gehalten.[23]) Sie stand unter dem Motto *Der Tod unserer Brüder – der Wegweiser unserer Zukunft*. Sein Schriftwort aus dem 1. Johannesbrief klingt ganz ähnlich wie das aus dem Johannesevangelium: „Daran haben wir erkannt die Liebe, dass er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen" (1. Joh 3,16). Tilemann brachte das Elend des Krieges deutlich zur Sprache. Er setzte es nicht nur in Beziehung zum Kollektivum Volk, sondern sann auch sehr persönlich dem Schmerz und der Not in den Familien und Lebensgeschichten nach: *Wer einmal erkannt hat, dass sie nach Millionen zählen, die da hingesunken sind, und miterlebt die ungeheure Erschütterung der Herzen, der sagt sich: Hier gibt es nur ein Entweder – Oder. Entweder dumpfer Verzicht und Verzweiflung – oder es trete einer unter uns, dessen heilende Macht größer ist als unsere Ohnmacht*. Der Tod für Volk und Vaterland ist auch für das Mitglied des Oberkirchenrats kein Thema zur Problematisierung. Aber seine Predigt war eindeutig christologisch zentriert, nur aus Jesu Wort, Werk und Person konnte Hilfe für die Lebensbewältigung zuwachsen: *In diesem Lichte* [sc. dem Licht Christi] *erkennen wir, was der Tod unserer Lieben bedeutet, und zugleich, welches der Weg ist, dem wir folgen sollen*. Der Prediger unterschied zwischen dem Opfer Christi, das dem Menschen den Weg zu Gott eröffnet, und der Hingabe in der Nächstenliebe, die auch den Tod nicht scheut. In diesen Horizont rückte er die Kriegstoten und suchte damit den Hinterbliebenen Trost zu geben. Er erachtete das Opfer der Gefallenen nicht als sinnlos, das widerspräche der *unbedingte(n) Pflicht der Selbsthingabe*. Hingabe geschehe gleichermaßen im Dienst am Vaterland wie in der stillen Arbeit des Alltags und im Kampf um die inneren Werte eines Volkes. Tilemann vernahm im Totengedenken den Ruf zur Entscheidung, den *Wegwei-*

21) Schneider, Reichsbischof (s. Anm. 9), S. 62.

22) D. Dr. Heinrich Tilemann: geb. 1877 Norden, gest. 1956 Oldenburg. 1905-1908 Pastor in Hannover und Göttingen, 1908 Schlossprediger und Konsistorialassessor in Hannover, 1912 Konventualstudiendirektor in Loccum. 1934 Präsident des Oberkirchenrats z.D. (= zur Disposition). Vgl. Heinrich Höpken, *Art.* Heinrich Tilemann, in: Hans Friedl u.a. (Hrsg.), Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg (fortan zitiert als BHGLO), Oldenburg 1992, S. 753-755.

23) Heinrich Tilemann, Saatzeit, Oldenburg 1924, S. 78-86. Daraus die folgenden Zitate. Vgl. auch „Über Gräber vorwärts!", Predigt am Totensonntag 1918, ebd. S. 53-60.

ser unserer Zukunft. Wenn nämlich der Christ in Christus sein Leben habe, so könne er im Glauben treu und mit Zuversicht seinen Weg gehen, eben dem Herrn entgegen.
Die Unterschiede beider Ansprachen liegen am Tage. Der Feldgottesdienst am Hermannsdenkmal schwörte junge Soldaten auf die Mentalität von 1914 ein, die angeblich im Menschen schlummernden religiösen Kräfte sollten für die dazugehörige politische Vision geweckt werden. Das Gefallenengedächtnis in der Oldenburger Lambertikirche wollte über Jesu Wort und Werk trösten und zu den Zukunftsaufgaben ermutigen. Natürlich sind die Differenzen zum Lebensgefühl und zur Lebenswelt der Gegenwart nicht zu übersehen. Aber das muss in der historische Betrachtung zunächst zurückstehen. Man könnte auch einwenden, Ort, Kasus und Zeitstelle beider Reden seien verschieden. Doch das sollte nicht von der Frage abhalten, inwiefern theologische Gesichtspunkte und kirchliche Bedürfnisse unter den Einfluss oder die Macht anderer Faktoren geraten sind. Es will mir scheinen, als würde das evangelische Selbstverständnis bei Tilemann, nicht aber bei Müller gewahrt. Aber dazu müssten noch weitere Quellen herangezogen werden. Und ob der Oberkirchenratspräsident über Müllers Ansprache von 1922 noch immer urteilen würde *inhaltlich einwandfrei*, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden.
Für die Behauptung, Müller sei mental und lebensgeschichtlich entscheidend vom Ersten Weltkrieg geprägt, sollen noch einige Beobachtungen aus Nipperdeys „Deutscher Geschichte“ hinzugefügt werden. Kriegsbegeisterung und Nationalpatriotismus waren 1914 etwas „durch und durch Gemeineuropäisches“. Das nivelliert den moralischen Zeigefinger über die Großväter. Aber spezifisch deutsch war die Entdeckung und Hochschätzung des Nationalen. „Die Nation“ – so der früh vollendete Nestor der Geschichtswissenschaft – „war jetzt der oberste aller Werte.“ Quer durch alle politischen Lager war „die nationale Zusammengehörigkeit im Moment von Bedrohung und Krise ... ein Urerlebnis“.[24]) Dass der Enthusiasmus bald von der schrecklichen Wirklichkeit der Schlachtfelder vertrieben wurde, steht auf einem anderen Blatt. Aber die religiöse Überhöhung der Nation kehrte wieder unter der Erfahrung des massenhaften Sterbens. Nun sprach man vom „‘Opfer’ auf dem ‘Altar des Vaterlandes’“. Damit wurde der Tod „entindividualisiert, in die Unsterblichkeit der Nation aufgehoben. Der Kriegstod (wurde) zum Zentrum eines neuen nationalen Kultes.“[25]) Die Verknüpfung dieser Erfahrung mit dem demütigenden Friedensvertrag von Versailles präjudizierte die Ablehnung der Weimarer Republik und schuf das Einfallstor für die totalitären Ideologien des 20. Jahrhunderts. Müllers Lebensgeschichte ist dafür ein Exempel.

V.

Nun tritt Ludwig Müller als Reichsbischof 1933/34 in den Mittelpunkt und seine Kirchenpolitik aus Oldenburger Perspektive unter den Gesichtspunkten von Bekenntnis, Recht und kirchlicher Ordnung. Der Partikularismus der Landeskirchen wirkt in der neuzeitlichen Individualisierung und unter der modernen Mobilität

24) Nipperdey (s. Anm. 16), S. 778 f.
25) Ebd., S. 851.

wie ein Fossil der Vorzeit. Wer z.B. von Neuende nach Accum verzog, mutierte vom Lutheraner zum Calvinisten; und wer in der Müllerstraße in Rüstringen-Wilhelmshaven seine Wohnung um ein paar Hausnummern verlegte, wechselte vom Freistaat Oldenburg zum Freistaat Preußen, oder kirchlich von Oldenburg nach Hannover bzw. umgekehrt. Die oldenburgische Kirche unterstützte schon seit der Kirchenverfassung von 1849 die Einheit der evangelischen Kirche in Deutschland. Doch das Beharrungsvermögen der Kirchenprovinzen und ihrer Verwaltungen war der Bremsklotz für den einigen deutschen Protestantismus. Es bedurfte eines kräftigen Anstoßes, um im Sommer 1933 die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche zu erarbeiten und in Kraft zu setzen. Damit wurde wohl der Reichsbischof installiert, aber es blieb die Gliederung in Landeskirchen sowie ihre konfessionelle Selbständigkeit erhalten.[26]) Müllers Amtsübernahme stand im Zeichen seines Machtanspruchs, führte zu entsprechenden Irritationen und zum Widerstand im Pfarrernotbund und in der Bekennenden Kirche.

In Oldenburg geriet der erwähnte Oberkirchenratspräsident schnell unter Druck. Die neuen Herren wollten auch in der Kirche neue Köpfe sehen. Als der deutschchristlich bestimmte Landeskirchenausschuss Tilemann einem imperativen Mandat unterwerfen wollte, beantragte dieser am 18. Januar 1934 die Außerdienststellung, den zeitweiligen Ruhestand. Nachfolger wurde der deutschchristliche Pfarrer Johannes Volkers aus Ganderkesee, ein bedingungsloser Gefolgsmann des Reichsbischofs und der NS-Kirchenpolitik.[27]) Tilemanns Demission einte die Oldenburger Pfarrerschaft im Generalpredigerverein, ohne dessen Geschick wenden zu können. Der nun wirksam werdende Pfarrernotbund unter Führung von Heinz Kloppenburg aus Rüstringen-Heppens wurde zur Keimzelle der Oldenburger Bekenntnisgemeinschaft. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass derselbe Kloppenburg im April/Mai 1933 in Wilhelmshaven kräftig die Trommel für die Deutschen Christen geschlagen hat.[28]) Er versprach sich davon eine Belebung der Kirchlichkeit und geriet dadurch kurzzeitig ins nationalsozialistische Fahrwasser. Die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen erreichten im Sommer 1934 ihren Höhepunkt, als die eingangs erwähnte Eingliederung der oldenburgischen Kirche in die Reichskirche beschlossen werden sollte. Zwar dominierten die Deutschen Christen in den kirchlichen Gremien, doch der Schein von Rechtmäßigkeit und Kirchlichkeit sollte gewahrt bleiben.

26) Verfassung der DEK vom 11. Juli 1933, Art. 2: „1. Die Deutsche Evangelische Kirche gliedert sich in Kirchen (Landeskirchen) ... 3. Die Landeskirchen bleiben in Bekenntnis und Kultus selbständig."

27) Johannes Volkers: Geb. 1878 Oldenbrok, gest. 1944 Oldenburg. Pfarrer in Minsen, Jade und Ganderkesee. 1934 Mitglied des Oberkirchenrats, später Landespropst und Landesbischof. Vgl. Reinhard Rittner, *Art.* Johannes Volkers, in: BHGLO S. 770 f.

28) Vgl. „Wilhelmshavener Kurier" vom 16. Mai 1933. Vgl. Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1, Frankfurt u.a. 1977, S. 429 ff.; Karl-Ludwig Sommer, Bekenntnisgemeinschaft und bekennende Gemeinden in Oldenburg in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft. Evangelische Kirchlichkeit und nationalsozialistischer Alltag in einer ländlichen Region (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 39, 5), Hannover 1993, S. 62. Rezensionen zu Sommer: Hans-Walter Krumwiede, Widerstand und Anpassung der Bekennenden Kirche Oldenburgs (1933-1945), in: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 91, 1993, S. 263-284; Hans Otte, in: ThLZ 120, 1995, Sp. 259-261; Reinhard Rittner, in: Oldenburger Jahrbuch 95, 1995, S. 189 f.

Der Landeskirchenausschuss brachte Anfang Juni 1934 zwei Gesetzentwürfe zur Änderung der Kirchenverfassung in die Landessynode ein. Einmal ging es um die Konzentration der Befugnisse auf den Landespropst als geistlichen Führer der Landeskirche, und zum anderen um die Bereitschaft, die *Kirchenhoheit, soweit nicht Bekenntnis und Kultus in Frage kommen, einer geeinten Deutschen Evangelischen Kirche zu übertragen*.[29]) Zwar wurde damit der Schein bleibender bekenntnismäßiger Selbständigkeit verbreitet, doch die Abtretung der Verfassungshoheit und das Weisungsrecht des Reichsbischofs gegenüber dem Landespropst bedeutete die Preisgabe der durch das lutherische Bekenntnis bestimmten Kirche. Die Kirchenverfassung von 1920 hatte die Präambel und das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche des Landesteils Oldenburg zum unverhandelbaren Gegenstand erklärt.[30]) Nachdem bei der Sitzung am 5. Juni 1934 zunächst die erforderliche Mehrheit nicht in Aussicht schien und die bekenntniskirchlichen Kräfte um die Pfarrer Chemnitz, Gießelmann und Kloppenburg[31]) kräftig opponierten, beschloss die Landessynode am 11. Juni 1934 dennoch die vorgelegten Gesetze. Lic. Dr. Tilemann hob in einem Brief an Reichsgerichtsrat Flor, früher nebenamtliches Mitglied des Oberkirchenrats, hervor, dass *unsere Herren ... wie die Löwen gekämpft* hätten, und es hätte auch alles *schon in Rücksicht auf die Nachwelt gesagt werden* müssen.[32]) Die nationalsozialistische „Oldenburgische Staatszeitung" rügte die Opposition, *ihre negative Grundhaltung*, man würde an die längst vergangenen *Zeiten des parlamentarischen Zanks* erinnert.[33])

Dem Kampf lag ein unterschiedliches Verständnis von evangelischem Glauben, Bekenntnis und Kirchenverfassung zugrunde. Für den künftigen Landespropst bzw. Landesbischof war die Verfassung nicht das Zentrum der Kirche, vielmehr *ein Kleid*, das entsprechend den neuen Aufgaben *dem Körper anzupassen* sei.[34]) Volkers hat sich

29) Zit. nach der „Oldenburgischen Staatszeitung" vom 12. Juni 1934.

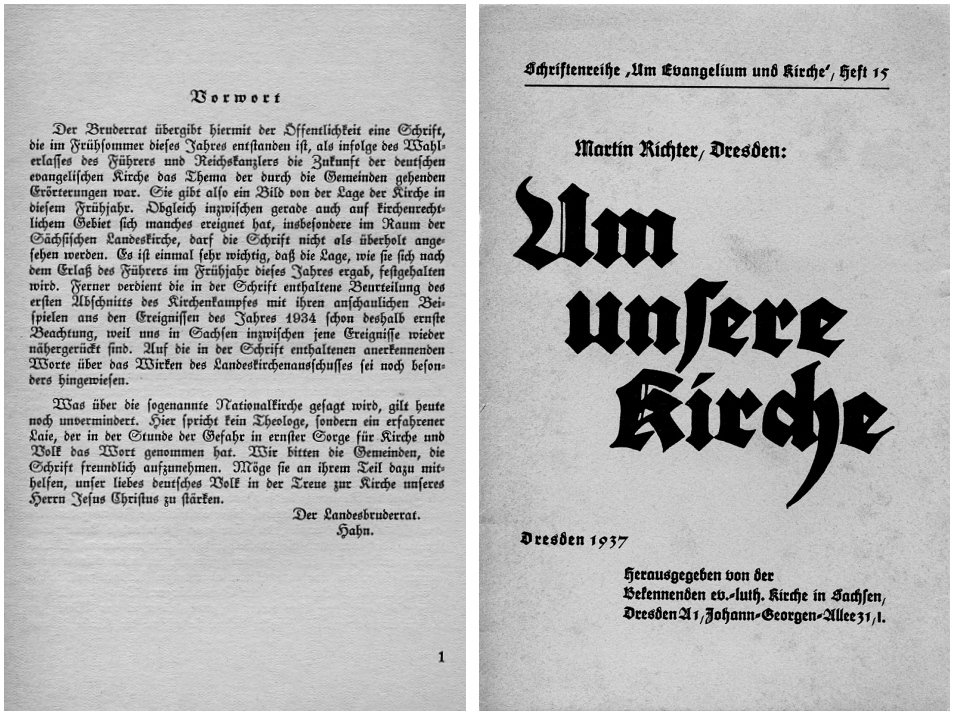
30) Kirchenverfassung 1920 (in: Gesetz- und Verordnungsblatt IX, S. 75 ff.), § 124: „Das Bekenntnis ist nicht Gegenstand der Gesetzgebung." Vgl. Wilhelm Flor: *Der kirchenrechtliche Fundamentalsatz* (ist) *unaufgebbar ..., daß das Bekenntnis selbst der Rechtsetzung durch kirchliche Körperschaften entzogen ist*. (Quelle wie unten Anm. 35).

31) Erich Chemnitz: geb. 1880 Ellwürden, gest. 1956 Westerstede. Pfarrer in Schweiburg und Westerstede. Vorsitzender des Generalpredigervereins 1931-1956. Herausgeber des „Oldenburger Kirchenblattes" 1910-1937.
Otto Gießelmann: Geb. 1865 Wildeshausen, gest. 1939 Varel. Pfarrer in Wiefels und Varel. Mitglied des Synodalausschusses 1918-1933. Vorsitzender des liberalen Ev. Predigervereins.
Heinz Kloppenburg: Geb. 1903 Elsfleth, gest. 1986 Bremen. Pfarrer in Heppens. Leiter der Oldenburger Bekenntnisgemeinschaft. Nach dem Zweiten Weltkrieg Oberkirchenrat in Oldenburg, später in verschiedenen Funktionen in Dortmund. Vgl. Heinrich Höpken/Reinhard Rittner, *Art.* Heinz Kloppenburg, in: BHGLO S. 376 f.

32) Tilemann an Flor am 8. Juni 1934: Nachlass H. Tilemann/Lüneburg. – Wilhelm Flor: Geb. 1882 Oldenburg, gest. 1938 Leipzig. 1921 Landgerichtsrat, 1926 Oberlandesgerichtsrat in Oldenburg. 1925 nebenamtliches Mitglied des Oberkirchenrats. 1931 zum Reichsgericht Leipzig abgeordnet, 1933 Reichsgerichtsrat. Mitglied in verschiedenen Leitungsgremien der Bekennenden Kirche. Vgl. Harald Schieckel, Wilhelm Flor 1882-1938, in: Niedersächsische Lebensbilder 6, 1969, S. 173-188; ders., *Art.* Wilhelm Flor, in: BHGLO S. 197-199; Reinhard Rittner, *Art.* Wilhelm Flor, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Tübingen 1998 ff. (fortan zitiert als RGG[4]), Bd. 3 (2000), Sp. 163; ders., Wilhelm Flor (1882-1938) – Anwalt für Kirche und Recht, in: Ulrich Köpf (Hrsg.), Wissenschaftliche Theologie und Kirchenleitung. Beiträge zu einer spannungsreichen Beziehung für Rolf Schäfer zum 70. Geburtstag, Tübingen 2001, S. 327-350.

33) „Oldenburgische Staatszeitung" vom 6. Juni 1934.

34) „Oldenburgische Staatszeitung" vom 12. Juni 1934.



Vorwort

Der Bruderrat übergibt hiermit der Öffentlichkeit eine Schrift, die im Frühsommer dieses Jahres entstanden ist, als infolge des Wahlerlasses des Führers und Reichskanzlers die Zukunft der deutschen evangelischen Kirche das Thema der durch die Gemeinden gehenden Erörterungen war. Sie gibt also ein Bild von der Lage der Kirche in diesem Frühjahr. Obgleich inzwischen gerade auch auf kirchenrechtlichem Gebiet sich manches ereignet hat, insbesondere im Raum der Sächsischen Landeskirche, darf die Schrift nicht als überholt angesehen werden. Es ist einmal sehr wichtig, daß die Lage, wie sie sich nach dem Erlaß des Führers im Frühjahr dieses Jahres ergab, festgehalten wird. Ferner verdient die in der Schrift enthaltene Beurteilung des ersten Abschnitts des Kirchenkampfes mit ihren anschaulichen Beispielen aus den Ereignissen des Jahres 1934 schon deshalb ernste Beachtung, weil uns in Sachsen inzwischen jene Ereignisse wieder nähergerückt sind. Auf die in der Schrift enthaltenen anerkennenden Worte über das Wirken des Landeskirchenausschusses sei noch besonders hingewiesen.

Was über die sogenannte Nationalkirche gesagt wird, gilt heute noch unvermindert. Hier spricht kein Theologe, sondern ein erfahrener Laie, der in der Stunde der Gefahr in ernster Sorge für Kirche und Volk das Wort genommen hat. Wir bitten die Gemeinden, die Schrift freundlich aufzunehmen. Möge sie an ihrem Teil dazu mithelfen, unser liebes deutsches Volk in der Treue zur Kirche unseres Herrn Jesus Christus zu stärken.

Der Landesbruderrat.
Hahn.

1

Schriftenreihe ‚Um Evangelium und Kirche', Heft 15

Martin Richter, Dresden:

Um unsere Kirche

Dresden 1937

Herausgegeben von der
Bekennenden ev.-luth. Kirche in Sachsen,
Dresden A 1, Johann-Georgen-Allee 31, I.

Abb. 6: Martin Richter [Deckname für Wilhelm Flor], Um unsere Kirche, Schriftenreihe „In Evangelium und Kirche", Heft 15, Dresden 1937 (Sammlung Rittner).
Der in dieser Broschüre gedruckte Text findet sich auch in Flors Personalakte beim Reichsgericht, also in einer diktaturstaatlichen Überlieferung. Er gab Anlaß zu dienstlichen Ermittlungen, gegen die sich Reichsgerichtsrat Wilhelm Flor couragiert zur Wehr setzte. Später wurde die Broschüre wie die ganze Schriftenreihe vom NS-Staat verboten.

in all den Jahren des Nationalsozialismus auf ein Luthertum berufen, für das die Scheidung von Kirche und Welt, ihre jeweilige „Eigengesetzlichkeit" typisch war. Anders die Bekennende Kirche, die hier mit Äußerungen des eben genannten Wilhelm Flor[35]) wiedergegeben wird: *In der Kirche lassen sich inneres und äußeres nicht klar scheiden. Auch die äußeren Dinge der Kirche sind auf das innerste bezogen, haben als letztes Ziel die Sicherstellung der schriftgemäßen Wortverkündigung und der bekenntnisgemäßen Verwaltung der Sakramente*. Und zur Übertragung der politisch-gesellschaftlichen Leitungsstrukturen auf die Kirche erklärte der Reichsgerichtsrat: Es *ist ... mir als Kirchenrechtler klar, ja es steht unverrückbar fest, daß es in der Kirche ein Führerprinzip nicht gibt*

35) Zit. nach der unter dem Decknamen „Martin Richter" erschienenen Schrift „Um unsere Kirche", Dresden 1937. Vgl. Rittner, Flor (2001, s. Anm. 32), S. 334 Anm. 28: Das Manuskript ist auch erhalten in Flors Personalakte (PA Nr. 225) im Bestand des Reichsgerichts (Best. 30.02 RG), zunächst im Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, nun im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde.

Ein Volk, ein Staat, eine Kirche

Reichsbischof Ludwig Müller sprach in den Jadestädten

Gewaltig war die Menschenmenge, die dem Reichsbischof einen begeisterten Empfang bereitete. Das Gesellschaftshaus war schon lange polizeilich geschlossen worden, weil die Menge sich bis an Tür und Wände und bis auf den letzten Sitz der Galerie drängte. Draußen am Hitlertor vor dem Park und im Park stauten sich weitere Massen, um die Reden im Lautsprecher zu hören.

Spontan erhoben sich alle, als der Bischof den Saal durchschritt, und reckten ihm freudig im Hitlergruß die Arme entgegen. Feierlich stimmte die Kapelle der 2. MAA. den Choral an: „Die Himmel rühmen . . ."

Pastor Kahle, der Ortsgruppenleiter der Deutschen Christen, entbot dem Reichsbischof den Willkommen der Jadestädte, die ihn mit Freude erwartet hätten. Er begrüßte auch Landesbischof Volkers, Vizepräsident Hahn vom Landeskirchenamt und Landesprobst Meyer, Konteradmiral Maßmann als Werftdirektor, Stationschef Konteradmiral Schulze waren erschienen, ferner Oberbürgermeister Renken, Vertreter Rüstringens, der PO., der Wehrverbände und der Polizei, alle Kreise der Bevölkerung waren vertreten.

Die Kirche diene dem Volke!

Wir Evangelischen, betonte Pastor Kahle, fühlen uns in Herz und Gewissen mit dem Führer verbunden. Seit Luthers Tagen war es beste evangelische Art, sich mit dem Volk, seinem Leben und Schicksal in tiefster Seele eins zu wissen. Die evangelische Kirche betrachtete sich immer als Volkskirche, die nicht um der Kirche und um der Pastoren willen da sein will. Sie will mit allen ihren Gaben und Kräften dem deutschen Volk an Seele und Geist dienen.

Danken wir Gott, daß er uns wieder einen Führer erstehen ließ, der in Verantwortung vor Gott unser Schicksal gestaltet, und der sich zum positiven Christentum bekennt.

Landesbischof Volkers betonte die Verbundenheit zwischen Preußen und Oldenburg, wie sie in dieser von Angehörigen beider Länder besuchten Versammlung zum Ausdruck komme. Aus solcher Verbundenheit werde unter Hitlers Führung Einheit des Volks. In diesem Sinne sei das „Ja", das schönste Wort der deutschen Muttersprache, jetzt von Millionen gesprochen worden. Als Vertreter der Oldenburger Kirche grüßte der Bischof die preußische.

Reichsbischof und Garnisonpfarrer

Der Reichsbischof sprach. Schlicht und herzlich. Er habe viel erlebt und durchlebt mit den Jadestädten als Stationspfarrer. Dankbar gedachte der Reichsbischof all derer, die ihm bei der Arbeit an der Garnisonkirche halfen, besonders der Männer von der Werft. Ein schönes Wort empfing er von einem Werfthandwerker, der nach seinem, des Pfarrers Ermessen, eine kleine Arbeit in der Kirche zu genau und darum zu langsam tat. „Herr Pfarrer, hier wird nicht gepfuscht", sagte der Mann, und hinter diesem Wort stand der ganze deutsche Arbeiter und deutsche Mensch mit seiner Gründlichkeit und Zuverlässigkeit.

Erschütternde Erlebnisse berichtete der Reichsbischof aus dem Isolierhaus des Lazaretts, wo der Kuß eines Sterbenden ihm das Fieber mitteilte, das ihn monatelang nicht losließ und an seinem Leben zehrte. Mit dem Tode rechnend, wollte er den Rest des Lebens für Deutschland einsetzen und begab sich auf exponierten Posten im Ruhrkampf. Auch hier in Ostfriesland wurden im Stillen Opfer gebracht für diesen Kampf, prächtige ostfriesische Menschen standen still und treu ihren Mann. Mit ihnen fühlt Reichsbischof Müller, der ehemalige Stationspfarrer in den Jadestädten, sich heute noch verbunden.

Ein Erlebnis des Stationspfarrers auf einer Fahrt nach Bergen wurde richtunggebend für die Arbeit des Reichsbischofs. Die evangelischen Matrosen, aus allen Teilen Deutschlands stammend, hatten nur wenige Kirchenlieder, die sie gemeinsam singen konnten. Die katholischen Matrosen gingen an Land, hörten die Messe wie zu Hause und fanden ein Stück Heimat. So will der Reichsbischof in der evangelischen Kirche Gemeinschaft erstehen lassen, er will keine Pfarrer sehen, die über die Köpfe der Gemeinde hinwegpredigen, er will, daß ein junger Mensch fern von zuhause in Kirche und Gemeinde Stätten findet, wo er von seiner Seelennot befreit wird.

Sogleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Führer im Jahre 1926 brachte Reichsbischof Müller die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der evangelischen Kirchen zur Sprache und fand Zustimmung. Und diese Pläne sind im Zusammenhang mit Wilhelmshaven und der Marine entstanden.

Vom wahren Gottesdienst

In Ostpreußen hatte Reichsbischof Müller die Liebe eines Volkes zu seinem Boden erlebt. Hier führten die nationalsozialistischen Kämpfer ihren Kampf in steter Todesbereitschaft.

Dieser Kampf war Gottesdienst.

Viel mehr Gottesdienst als das Beiseitestehen derer, denen dieser Kampf zu rauh erschien. Daß der Führer in gleicher Gefahr war wie jeder einzelne Mann, der jeden Augenblick aus dem Leben gerissen werden konnte, das schuf ein Band des Vertrauens. Was Vertrauen bewirkt, das zeigt das starke, unkomplizierte Gottvertrauen des Führers, der nicht etwa in ratlosen Augenblicken Gott die Arbeit überließ, sondern mit diesem Vertrauen in den Kampf ging für das Gute, das stärker sein mußte als das Böse.

„Vom ersten Zusammentreffen mit Hitler an wußte ich", so bekannte der Reichsbischof, „daß ich an die Seite dieses Mannes gehöre bis zum letzten Atemzug."

Als Hitler Reichskanzler wurde, bezeichnete er seine Berufung als ein Wunder Gottes. So tief ist seine Gläubigkeit.

Heimat in der Kirche

Seit der Reichsbischof den Auftrag zur Einung der Kirche erhielt, ließ die Arbeit ihn nicht mehr los. Sie wird ihn nicht los lassen, da er überzeugt ist, daß diese unsere Revolution Arbeit für Generationen bedeutet. Die Arbeit ist schwer.

Aber wenn der Nationalsozialismus sich nicht durchsetzt, kommt das Chaos. Wer sich nicht für ihn entscheidet, versündigt sich an seinem Volk und an seiner Kirche.

Wer sich nicht bekennen will, trete still beiseite und hüte sich, Unruhe zu stiften.

Entschlossen will die Reichskirche den Kampf gegen die Kirchenentfremdung aufnehmen.

Der deutsche Mensch soll in der Kirche die Heimat für sein innerlichstes Leben finden.

Die Sprache der Pastoren muß sich um die Seele des einzelnen mühen. Er habe an eigenem Erleben gemerkt, gestand der Reichsbischof, daß die Pastoren oft eine Sprache sprechen, die die meisten Menschen nicht verstehen, er habe erlebt, daß ein einfacher Matrose zu einem Menschen in Not bessere Worte fand als er, der Pfarrer. Vor allem ist zu sorgen, daß wir frei werden von falschen Vorstellungen über Sünde und Strafe, die nicht mit den wahren Gedanken des Heilands übereinstimmen. Es ist notwendig,

den einfachen und klaren Kämpfer Christus vor die deutsche Seele zu stellen.

Er muß eine lebende Macht im Volke werden, die dem einzelnen hilft, innerlich frei und fröhlich und voll Vertrauen zu werden auf den ewigen Herrgott. Hierbei müssen alle mithelfen. Dazu ist das Verhältnis zwischen Gemeinde und Pfarrer durch das Bemühen beider Teile inniger und fruchtbarer zu gestalten.

„Sorgen Sie dafür, daß in Deutschland Christus gepredigt wird!"

So lautete der letzte Auftrag des greisen Reichspräsidenten an den Reichsbischof, der versprach, sich mit ganzer Kraft dafür einzusetzen: die Pastoren sollen Christus, nicht sich selbst predigen! Sie sollen wieder gute und treue Freunde der Gemeinde werden.

Auch die Gemeinde muß wieder dem Pfarrer vertrauen. Das religiöse Suchen unter den Menschen ist zum Glück noch stärker, oft stärker als wir vermuten.

Christ sein heißt Kämpfer sein

Der Reichsbischof begrüßt Kampf und Auseinandersetzung, da hierdurch die Fragen nach der letzten Wahrheit wieder wach werden. Er erinnerte daran, daß der Führer das Streben nach dem positiven Christentum aufrechterhält. Vor Jahren hatte der Reichsbischof den Führer darauf hingewiesen, er werde eines Tages sagen, daß die evangelischen Christen seine besten Freunde seien. Und der Haß des Judentums gegen Deutschland sei verwachsen mit dem Haß gegen Christus.

Immer wieder von brausendem Beifall unterbrochen, stellte der Reichsbischof seine weiteren Forderungen an den deutschen Menschen: Respekt vor der frommen deutschen Frau. Mühe jedes einzelnen, den großen Zielen entsprechend zu leben. Denn Christ sein heißt Kämpfer sein. Und der Herrgott werde beim jüngsten Gericht auch nicht fragen, wer evangelisch oder katholisch sei.

Auch die deutschen Christen wollen nichts besonderes. Sie erstreben nichts als ein Christentum der Tat auf deutsche Art.

Jeder einzelne soll helfen durch sein persönliches Leben das Christentum in die Tat umzusetzen und so die Kirche für das Volk aufzubauen, damit sie ein Stück deutsche Heimat werde. Nur so werden wir den Weg finden zu

einem Volk,
einem Staat,
einer Kirche!

Gewaltiger Beifall versicherte dem Reichsbischof immer wieder der Zustimmung. Dann erklang es durch den weiten Saal: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Pastor Kahle dankte dem Reichsbischof für sein kämpferisches Bekenntnis. Landesprobst Meyer schloß sich diesem Dank an und faßte das Gelöbnis aller zusammen, an der Einheit der Kirche mitzuarbeiten und zu sorgen, daß sie in die Gemeinden hineinwachse.

Das Sieg Heil auf den Führer, das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied bekräftigten das Gelübde. Gl.

Abb. 7: Wilhelmshavener Zeitung 22. August 1934

und nicht geben kann. Denn die Kirche ist auf dem Gemeindegedanken aufgebaut; wer in die christliche Gemeinde den Führergedanken hineinbringt, schreibt von einem Muster ab, das nicht für die Kirche gilt. Die Ära Müller und seines Rechtswalters August Jäger ist nicht zuletzt an der Courage und Beharrlichkeit dieses Mannes aus Oldenburg gescheitert – weswegen ihm als dem entscheidenden Wortführer im Rechtskampf der Bekennenden Kirche neben dem wortreichen Karl Barth ein Platz in der ersten Reihe in der Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialismus und Kirche gebührt.[36])

Zunächst konnte Reichsbischof Müller noch die Eingliederung Oldenburgs in die Reichskirche vollziehen. Bei einer Großkundgebung der Deutschen Christen erklärte er am 20. Juni 1934 in Oldenburg: *So laßt uns die Deutsche Kirche bauen, dann geben wir dem Führer ein Volk, das hinter ihm steht, aus tiefster seelischer Kraft und sind fähig, für ein neues Deutschland das Letzte einzusetzen. So soll die deutsche Kirche werden, Gott ehren, unserem lieben deutschen Volk zum Segen.*[37]) Am 22. August 1934 reiste der „Reibi" im Anschluss an die Einführung von Landesbischof Volkers nach Wilhelmshaven, um dort zu proklamieren, dass *Protestantismus und Nationalsozialismus ... auf gleicher Grundlage (ruhen) und ... auf Gedeih und Verderb verbunden* sind. Seine Vision war: *Ein Volk, ein Staat, eine Kirche*[38]), und damit stand er ganz im Bann der herrschenden Weltanschauung. Seine Reden und Ansprachen sind Dokumente einer politischen Theologie, die die Bezeichnung „evangelisch" kaum mehr verdient.

Während sich der Reichsbischof im „Mythos der Homogenität" (Kurt Nowak[39])) verlor, bestritten Flor, Tilemann und die Bekennende Kirche, dass die *nationale Revolution* die Kontinuität von Bekenntnis, Recht und Kirche außer Kraft setze. Im Hochgefühl von 1933 verdichtete sich das Krisenbewusstsein des ersten Jahrhundertdrittels mit den Forderungen nach Abbruch und Neubeginn. Das Lebensgefühl wurde vom Augenblick bestimmt, die Tradition erschien brüchig, der Sog der Zukunft wurde zum Einfallstor für totalitäre Konzepte. Eine Politisierung von Kirche und Recht war mit Tilemann, Flor und Kloppenburg nicht durchzuführen. Allerdings konnten sie sich damit weder kirchen- noch gesellschaftspolitisch durchsetzen. Die sog. Volkskirche fand nicht die erhoffte Resonanz, und die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen blieben – bei allem Respekt vor dem Mut der einzelnen – gruppenbezogen innerhalb der Kirchenmauern, von den Gegnern als *Pastorengezänk* karikiert. Der Protestantismus wurde politisch marginalisiert, er war kein Faktor der Gesellschaftsgeschichte mehr.

36) Vgl. Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 2, Berlin 1985, S. 42-44.

37) „Oldenburgische Staatszeitung" vom 21. Juni 1934.

38) „Wilhelmshavener Kurier" vom 22. August 1934. Vgl. auch „Ostfriesische Nachrichten" vom 29. August 1934. Die Rede wurde in der Auricher Zeitung nachgedruckt, weil Müller in Wilhelmshaven *mit seinen früheren Marinekameraden* im Kasino gefeiert hatte, wodurch er *so geschwächt* war, dass er einen Tag im Auricher Krankenhaus zubringen musste. Vgl. Hillard Delbanco, Kirchenkampf in Ostfriesland 1933-1945. Die ev.-luth. Kirchengemeinden in der Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen und dem Nationalsozialismus (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 68), Aurich 1988, S. 68 f.; Delbanco hat die Verbindung zu den Oldenburger Vorgängen nicht gezogen.

39) Vgl. Kurt Nowak, Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 1995. Rezensionen: Rudolf Vierhaus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 11. April 1995; Hartmut Lehmann, in: ThLZ 121, 1996, Sp. 69 f.; Reinhard Rittner, in: Lutherische Monatshefte 36, Heft 8/97, S. 45. Vgl. Friedrich Wilhelm Graf, *Art.* Kurt Nowak, in: RGG[4] Bd. 6 (2003), Sp. 421 f.

VI.

Es wurde bereits erwähnt: Geschichte kann man sich nicht aussuchen. Das widerspricht dem modernen Lebensgefühl, das Pläne schmiedet und umsetzt. Selbstbestimmung und Eigenverantwortung haben heute eine hohe Bedeutung in der individuellen Lebenswelt. Geschichte mit ihrer Zufälligkeit ist da ein Störfaktor. Das sollte dazu veranlassen, ihre Komplexität ernst zu nehmen. Was nachträglich als logische Abfolge nach dem Kausalprinzip erscheint, ist in Wahrheit unendlich vielen Unwägbarkeiten ausgesetzt. Es ist im Blick auf Biographie und Lebensgeschichte schon ihre fragmentarische Deutbarkeit hervorgehoben worden. Das Interesse an der Geschichte sollte die dunklen Kapitel nicht übersehen, verschweigen oder verdrängen. Wie zur Galerie der Oldenburger Lambertipastoren ein Mann gehört, der den Titel zu Unrecht trug[40]), so gehört Ludwig Müller, Marinepfarrer, später Reichsbischof, zur seit 1959 so genannten Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven[41]). Er hat sich – wie erwähnt – zusammen mit Friedrich Ronneberger einen

Abb. 8: Ansichtskarte (vor 1942): Wilhelmshaven, Inneres der Marine-Gedächtniskirche, ev. Garnisonkirche (Archiv Kirchengemeinde Wilhelmshaven-Bant): Die Marineerinnerungsstücke – Schiffswappen, Traditionsflaggen und Bojen – haben die Garnisonpfarrer Ludwig Müller und Friedrich Ronneberger in den 1920er Jahren gesammelt und zur Erinnerung in der Kirche ausgestellt.

40) Zu Hans Hubertus Partisch (1860-1928), von 1882 bis 1894 Pfarrer in Oldenburg; vgl. Rolf Schäfer (Hrsg.), Oldenburgisches Diakonissenhaus Elisabethstift 100 Jahre, Oldenburg 1989.

41) Vgl. Die Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven. Ein Gang durch das Gotteshaus und seine Geschichte, hrsg. v. Gemeindekirchenrat der ev.-luth. Kirchengemeinde Wilhelmshaven (Christus- und Garnisonkirche) 1994. Dort S. 45 „Eine Kirche – aber vier Namen“.

Namen bei der Ausstattung der „Marine-Gedächtniskirche“ gemacht. Über die ästhetische Wirkung kann man streiten. Bei meinen Vorüberlegungen stellte sich die Frage ein, wo die Toten auf See, sei es im Frieden oder im Krieg, Stätten der Erinnerung haben. Ich möchte unterstellen, dass die genannten Marinepfarrer diesen Kasus sehr wohl wahrgenommen haben. Namen, Personen haben im Horizont der christlichen Taufe und damit in der Kirche ihr unverlierbares Gewicht, die damit verknüpften Lebensgeschichten sind wiederum in vielen persönlichen Beziehungen von Belang. Und die Verbindung von Religion und Biographie ist eine wichtige und legitime Aufgabe in Kirche und Theologie. So sind wohl auch die Erinnerungsstücke in der Wilhelmshavener Christus- und Garnisonkirche ein Anhalt, um über die Unerklärlichkeiten der Welterfahrung in die religiöse Einkehr und Demut geleitet zu werden.

Der Verfasser der ersten wissenschaftlichen Monographie hat über den Reichsbischof ein harsches Urteil[42]): Müller wäre „im Grunde kein Theologe, als Kirchenführer zeichnete er sich durch Inkompetenz, Machtgier, Intrigen und Eitelkeit aus.“ Dennoch habe er „eine herausragende Bedeutung in der evangelischen Kirchengeschichte“. Hier wurden die charakterlichen Seiten dieses Mannes nicht verfolgt. Das Interesse galt Milieu und Mentalität, sie haben den steilen Aufstieg Müllers ermöglicht. Man nennt das heute gern die nationalprotestantische Disposition, weil „die Nation“ zu einem unverkennbar wichtigen Wert stilisiert wurde. Für Müller traf dies auch wegen seiner geschichtlichen Erfahrungen zu. Heute fällt es Pfarrern und Kirchenleuten manchmal schwer, Lebensbereiche wie Heimat, Volk, Nation mit dem Evangelium so zu durchdringen, dass diese Felder nicht von politischen oder religiösen Sektierern besetzt werden. Das heißt doch: Auch die Kenntnis der Geschichte schützt nicht vor Irrtümern oder anderen Bewegtheiten des Zeitgeistes. Der mehrfach erwähnte Thomas Nipperdey hat seine glänzende Analyse über „Kirche und Religion“ im 19. Jahrhundert mit dem Fazit beschlossen: „Die Protestanten waren die Unruhigen und die Reflektierer, sie waren anfällig für Modernität, für den Zeitgeist und seine Trends, sie waren stärker den Krisen und Verlusten der Modernität ausgesetzt, ... so empfänglich und zugleich hungrig nach säkularen Überzeugungen.“[43]) Das hat eben auch mit der evangelischen Eigenart zu tun, auf Zeit und Geschichte einzugehen, sich auf die Menschen in ihren konkreten und je verschiedenen Nöten und Problemen einzulassen. Das macht Leben, Geschichte und Theologie spannend. Das evangelische Christentum weiß um die Erfahrung der Unverfügbarkeit und ihre Spuren in den Lebensgeschichten. Manche Biographien haben Leitbildcharakter. Die von Ludwig Müller eignet sich nicht zur Identifikation.

42) Schneider, *Art.* Müller (s. Anm. 9), Sp. 298.

43) Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. I Arbeitswelt und Bürgergeist, München [3]1993. Darin die glänzende Analyse „Kirche und Religion“ S. 428-530, Zitat S. 527 f. Rezension: Friedrich Wilhelm Graf, in: Evangelische Kommentare 23, 1990, S. 117-119.